

Homo academicus precarius? Lehren und Forschen im Bologna-Zeitalter

Schnelle Ausbildung, exzellente Forschung, flexible Arbeitsweisen, kundenorientiertes Auftreten und Profilierung im Standortwettbewerb: Die Universitäten sind zu Dienstleistungsunternehmen geworden. Was heisst das für die Situation des Mittelbaus' an den Schweizer Universitäten?



Sarah Schilliger

Hochschullehrer(innen) seien in der Regel wenig produktiv, sträubten sich gegen jede Form der Evaluation von aussen und führten ein schon fast parasitäres Dasein. Für die Wissenschaftler wäre wohl nur wichtig, dass es in ihren Labors «hell und geheizt» sei. So äusserte sich am 22. Januar 2009 der französische Präsident Nicolas Sarkozy in einer provozierenden Rede zum Thema «Forschungs- und Innovationspolitik» und machte damit deutlich, was er von der französischen Forschung und den Wissenschaftler(innen) hält. Klar wurde durch seine Worte auch, in wessen Interesse er argumentiert: Während die Forschung von Seiten französischer Unternehmen

als ein überflüssiger Luxus angesehen werde, sei sie für einen amerikanischen oder deutschen Unternehmenschef «eine Quelle der Wertschöpfung und des Wachstums».

Nicht die Forschung an sich, sondern ihre Verwertbarkeit und ihr Einfluss auf Industrie und Wirtschaft scheinen Nicolas Sarkozy und seine Regierung zu interessieren, daher auch seine Angriffe gegen die Literatur- und allgemein gegen die Geisteswissenschaften. Universitäten und Forschungslaboratorien müssen in Zukunft nun auch in Frankreich vermehrt mit Unternehmen Partnerschaften eingehen, um Auftragsforschung zu betreiben. Durch die Einführung von Rankings nach Publikationen in renommierten Zeitschriften soll die Konkurrenz unter den Wissenschaftler(innen) angeheizt werden. Mittelkürzungen und

die Auflösung unbefristeter Stellen verschlechtern die Arbeits- und Studienbedingungen und ein Gesetz über die «Autonomie» der Universitäten führt dazu, dass die Unileitung an Macht gewinnt und die Mitbestimmung der Wissenschaftler(innen) beschnitten wird².

Die Empörung von Seiten der Professor(innen) und des Mittelbaus über die Rede des Präsidenten der Republik war gross. Und der Widerstand blieb nicht aus: Zehntausende von Wissenschaftler(innen) wehren sich seither mit Massendemonstrationen und Streiks gegen Sarkozys geplante Bildungsreformen – und gegen die Logik, die dahinter steckt. Dass der Protestaufruf von den Dozierenden ausging, ist einmalig in der Geschichte der französischen Hochschulen. Die Studierenden sind in vielen Universitäten dem Streik beigetreten und unterstützen die Protestbewegung, auch mit ihren eigenen Forderungen (z.B. bezüglich der Stipendien).

Mehr Wettbewerb und Konkurrenz, höhere Effizienz, Exzellenz, Outputkontrolle durch Evaluationen und Hochschulautonomie... – die Schlagwörter, mit denen Präsident Sarkozy um sich wirft, kommen Schweizer Universitätsangehörigen nur allzu bekannt vor. Während Frankreich auf einer vergleichsweise unteren Stufe der neoliberalen Bildungsreformleiter steht, ist die hiesige Unilandschaft längst nach neoliberalen Rezepten revolutioniert worden – häppchenweise und von oben gesteuert, wenn auch nicht durch eine so provozierende Figur wie Sarkozy.

Die Transformation der Schweizer Universitäten

Der ehemalige Staatssekretär für Bildung und Forschung Charles Kleiber, der für die Schweiz im Juni 1999 – ohne vorausgehende demokratische Debatte – die Europäische Bologna-Erklärung unterschrieben hatte, verhiess damals offenkundig: «Was einst eine Gabe des Himmels war [das Wissen], ist von nun an auch eine Quelle des Profits für die Unternehmen und eine Grundlage der Prosperität des Staates.»³ Inzwischen ist die Bologna-Reform an allen Schweizer Universitäten umgesetzt, die Studiengänge sind modularisiert in Bachelor und Master und die «Einheitswährung» der ECTS-Kreditpunkte hat sich durchgesetzt. Universitäten verstehen sich hierzulande längst als Dienstleistungsunternehmen, die sich auf dem internationalen Bildungsmarkt zu profilieren haben. Erpicht darauf, möglichst gut abzuschneiden in den internationalen Rankings der Top-Universitäten, verwendet die Schweiz viel Geld darauf, exzellente Forschungsstandorte und Kompetenzzentren zu fördern, die meist stark gekoppelt sind an die Bedürfnisse der Industrie. Die moderne Uni soll in der Lage sein, möglichst unkompliziert und schnell auf die Anforderungen des kapitalistischen Produktions- und Verwertungsprozesses sowie auf Bedürfnisse staatlicher Institutionen reagieren zu kön-

Alle 20 Nationalen Forschungsschwerpunkte auf einen Blick

	NFS-Leitung	Heiminstitution
	NFS Affective Sciences Klaus Scherer	Universität Genf
	NFS Klima Heinz Wanner	Universität Bern
	NFS CO-ME Gabor Székely	ETH Zürich
	NFS Demokratie Hanspeter Kriesi	Universität Zürich
	NFS FINRISK Rajna Gibson	Universität Zürich
	NFS Genetics Denis Duboule	Universität Genf
	NFS Bildkritik Gottfried Boehm	Universität Basel
	NFS (IM)2 Hervé Bourlard	IDIAP Martigny
	NFS MaNEP Oystein Fischer	Universität Genf
	NFS Mediality Christian Kiening	Universität Zürich
	NFS MICS Karl Aberer	EPF Lausanne
	NFS Molecular Oncology Michel Aguet	ISREC Epalinges
	NFS Nanoscale Science Hans-Joachim Güntherodt	Universität Basel
	NFS Neuro Martin Schwab	Universität Zürich
	NFS Nord-Süd Hans Humi	Universität Bern
	NFS Plant Survival Martine Rahier	Universität Neuenburg
	NFS Quantenphotonik Benoît Deveaud-Plédran	EPF Lausanne
	NFS SESAM Jürgen Margraf	Universität Basel
	NFS Strukturbio Markus Grütter	Universität Zürich
	NFS Trade Regulation Thomas Cottier	Universität Bern

nen. Zu mehr als zwei Dritteln wird die gesamte Forschung in der Schweiz inzwischen von der Privatwirtschaft finanziert⁴. Naturwissenschaften (v. a. Chemie), Medizin/Pharmakologie und die Elektro- und Metallindustrie sind entsprechend jene Bereiche, die besonders gefördert werden⁵.

Die universitäre Lehre ist dabei der Forschung zunehmend untergeordnet. Was hauptsächlich zählt im Exzellenz-Wettbewerb der Hochschulen und Institute, sind indexierte Publikationen in renommierten Zeitschriften: Universitäts-Angehörige profilieren sich weniger über interessante Lehrveranstaltungen als über möglichst viele «Hits» im Zitationsindex.

Wogegen die Professor(innen) wie der Mittelbau und die Studierenden in Frankreich seit Monaten ankämpfen, die sogenannte «Autonomie» der Hochschulen, das ist hier durch die Reformen der kantonalen Universitätsgesetze schon seit einem guten Jahrzehnt Realität. New Public Management-Methoden sind bestimmd bei der «Führung» der Universitäten – als Vorbild gelten betriebswirtschaftliche Konzepte der Unternehmensführung, die wenig mit demokratischen Entscheidungsprozessen zu tun ha-

Sarah Schilliger ist seit 2006 wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl von Prof. Ueli Mäder am Institut für Soziologie der Universität Basel. Sie lehrt und forscht zu sozialen Ungleichheiten und Migration. Dieser Artikel stützt sich neben konkreten Zahlen und Studien auf ihren Erfahrungshorizont und ihre alltäglichen Beobachtungen als Assistentin, Doktorandin und Lehrbeauftragte für Soziologie an der Universität Basel. Vieles davon ist verallgemeinerbar für die Sozialwissenschaften an anderen Deutschschweizer Universitäten – nicht oder nur am Rande thematisiert sind die Verhältnisse in anderen Fakultäten, an Fachhochschulen oder in der Westschweiz.

ben. Gestärkt wurde die Position des Managers, der zwar immer noch «Rektor» genannt wird, das Unternehmen Uni jedoch wie ein CEO führt. Die strategischen Weichenstellungen liegen in den Händen der Universitätsräte, die mit Personen aus «Wirtschaft, Politik und Kultur» besetzt sind. In Basel mit Forschungsschwerpunkt «Life Sciences» sind darin u.a. Vertreter von Roche und Novartis mit von der Partie, an der Uni Zürich dürfen die Credit Suisse und der Wirtschaftsverband Economiesuisse mitreden, an der ETH sitzen Vertreter von Novartis, der Schweizerischen Rüstungskommission und des Arbeitgeber-Verbandes im ETH-Rat.

Strukturelle Unterfinanzierung der Lehre

Nach der strengen Sparpolitik und den Kürzungen der 90er Jahre sind im Zuge der Durchsetzung der Bologna-Erklärung seit 2000 die Mittel für die Hochschulen angestiegen. Diese zusätzlichen Gelder wurden jedoch sehr selektiv eingesetzt: Die grösste Unterstützung bekamen die Fachhochschulen mit ihren berufs- und anwendungsorientierten Studien und die beiden Eidgenössischen Technischen Hochschulen ETH/EPFL – jene Fachgebiete also, die ohnehin durch ihre enge Kooperation mit der Wirtschaft schon relativ viele Drittmittel einwerben⁶.

Insbesondere die Sozial- und Geisteswissenschaften können mit der tendenziell geringeren ökonomischen «Verwertbarkeit» ihrer Forschung im Wettbewerb um finanzielle Mittel weniger punkten und geraten weiter in Bedrängnis. Vor allem die universitäre Lehre bleibt angesichts der steigenden Studierendenzahlen in einzelnen Fachrichtungen strukturell unterfinanziert. Die Zahl der Studierenden an Schweizer Universitäten (ohne Fachhochschulen) ist zwischen 1995 bis 2007 von rund 88'000 auf fast 117'000 gestiegen (+ 33 %) ⁷, ohne dass Betreuung und Infrastruktur mitgezogen wären. Die Lage ist bei den Geistes- und Sozialwissenschaften verheerend, wo die Studierendenzahlen am stärksten gestiegen sind: Hier unterrichtet heute ein Sechstel des gesamten Hochschulpersonals (Vollzeitäquivalente) rund vierzig Prozent aller Studierenden an Schweizer Unis. Auf eine Professur kommen in den Sozialwissenschaften durchschnittlich fast 70 Studierende – im Vergleich dazu sind die Naturwissenschaften mit einem Betreuungsverhältnis von 1:20 einiges besser ausgestattet⁸. Die fehlenden Mittel werden durch eine höhere

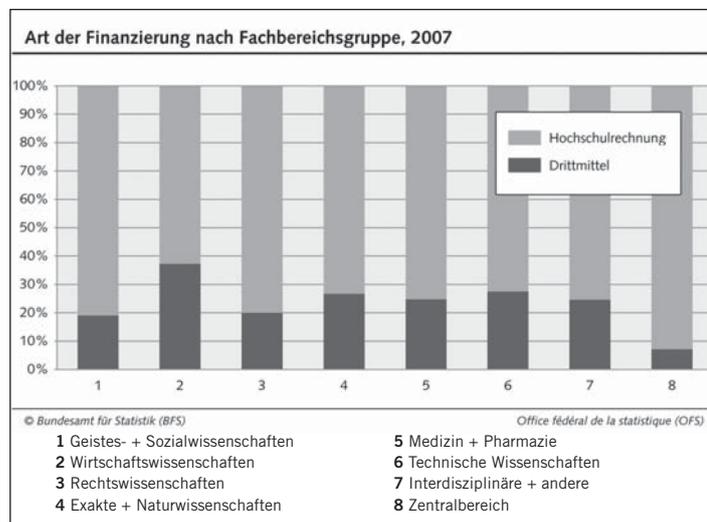
Belastung insbesondere des Mittelbaus aufgefangen. Über alle Fakultäten und Unis hinweg gezählt widmet der obere Mittelbau in der Schweiz 61 Prozent seiner Arbeit der Grundausbildung der Studierenden, die Professorenschaft nur 35 Prozent⁹. Lücken in der Lehre füllen zunehmend externe Dozent(innen) oder Projektmitarbeiter(innen), die oft schlecht bezahlt und teilweise nur für ein Semester angestellt sind. Es kommt inzwischen sogar vor, dass Dozierende unbezahlt – d.h. gegen «symbolische Gratifikation» – Lehraufträge verrichten.

Arbeitsverhältnisse des Mittelbaus: Die Normalität des Atypischen

«Sowohl in der Lehre als auch in der Forschung kontrastieren die vergleichsweise vorteilhaften Arbeitsbedingungen für Schweizer Professorinnen und Professoren mit der häufig prekären Lage des unteren und oberen Mittelbaus», ist im Bericht der OECD nachzulesen¹⁰. Reguläre Arbeitsverhältnisse sind an den Schweizer Universitäten die Ausnahme. Als Normalität gelten befristete Verträge und Teilzeitanstellungen. Im Mittelbau ist die Mehrheit (60 %) teilzeitbeschäftigt.

Wissenschaftler(innen) ohne Professur hangeln sich von Projekt zu Projekt und von einer befristeten Anstellung zur nächsten. Durch die Zunahme des Drittmittelanteils in der Forschung arbeiten immer mehr Nachwuchswissenschaftler(innen) auf Projektstellen, die normalerweise auf maximal drei bis vier Jahre beschränkt sind. Die Bezahlung ist für Schweizer Verhältnisse und in Bezug auf die Gehälter in der Privatwirtschaft eher gering: Doktorierende auf Projektstellen verdienen bei Bezahlung durch den Schweizerischen Nationalfonds rund 40'000 Franken jährlich. Wissenschaftler(innen) auf Assistenzstellen, die aus Universitätsmitteln finanziert werden, sind häufig nur zu 50 Prozent angestellt respektive bezahlt, was bedeutet, dass die Doktorarbeit und oft auch ein beträchtlicher Anteil des persönlichen Aufwands für die Lehre und Studierendenbetreuung unbezahlt geleistet wird. Assistenzen sind in der Regel auf vier bis max. fünf Jahre befristet. Die Einbindung in die Lehre während der Assistenzzeit ist wichtig und bringt viele wertvolle Erfahrungen. Aber oft nimmt die Assistenzzeit überhand – zumal die Arbeitsbelastung durch die Korrekturen und die Administration der Leistungsüberprüfungen in der Bologna-Punkte-Bürokratie enorm gewachsen ist. Es bleibt wenig Zeit für die eigentliche Doktorarbeit und die Dissertationsphase zieht sich dadurch in die Länge.

Privatdozent(innen) (PD) sind Hochschullehrende in Warteposition. Sie bekommen nach erfolgter Habilitation eine «*venia legendi*» – sie haben dadurch die Pflicht zu lehren und das Recht, Prüfungen abzunehmen. PDs werden behandelt wie selbständige Unternehmer(innen), indem man ihnen das Risiko, in einen langwierigen und ungewissen Bildungsgang investiert zu haben, alleine überlässt. Zwischen Studienabschluss, Dissertation und gesicherter Beschäftigung liegt oftmals eine lange Durststrecke unsicherer Erwerbsverhältnisse. Bis zum Professor(innen)titel gelten Wissenschaftler(innen) als «akademischer Nachwuchs» – was sich oft bis ins Alter von 40 oder 45 Jahren hinzieht. Diese unsichere «Schwebelage» kann auch in einer Sackgasse enden – wenn die erhoffte Berufung auf eine ordentliche Professur nicht erfolgt. Dann hofft man entweder auf weitere, meist befristete Projektbeschäftigungen und Lehraufträge, auf eine Anstellung





an einer Fachhochschule, wo die Anstellungsbedingungen meist etwas besser sind, oder sieht sich ausserhalb der Uni um – wobei die Chancen auf dem Arbeitsmarkt nicht unbedingt gut sind: Viele gelten dann als zu spezialisiert, überqualifiziert oder schlicht als zu alt. Die wissenschaftliche Laufbahn birgt also einige Risiken und Unsicherheiten und lässt die Forschenden und Lehrenden über eine lange Zeit im Ungewissen über die Zukunft.

Akademisches Prekariat?

Seit ein paar Jahren ist in den Sozialwissenschaften – in Ländern wie Deutschland oder Frankreich inzwischen auch vermehrt im politischen Diskurs – von «Prekarisierung» und vom «Prekariat» die Rede. Gemeint ist die Zunahme unsicherer Beschäftigungs- und Lebensverhältnisse: prekäre Beschäftigung sind Jobs mit geringer Arbeitsplatzsicherheit, niedrigem Lohn, Temporärarbeit, befristeten Verträgen, erzwungener Teilzeitarbeit und mangelndem Kündigungsschutz. Prekarisierung bezeichnet demnach nicht nur das Aufkommen eines Niedriglohnssektors oder die Aktualität einer Gruppe von Working Poors, sondern meint die fundamentale Verunsicherung breiter Bevölkerungsschichten hinsichtlich ihrer Lebens- und Arbeitsbedingungen und die schwindende Möglichkeit einer längerfristigen Lebensplanung. Laut dem deutschen Prekarisierungsforscher Klaus Dörre ist Prekarisierung heute «in der Mitte» angekommen – seine Untersuchungen belegen, dass Prekarisierungsprozesse keineswegs nur oder in erster Linie die Ränder der Arbeitsgesellschaft betreffen, sondern auch in hochqualifizierten Berufen stattfinden¹¹. Sind Wissenschaftler(innen) in unsicheren Arbeitsverhältnissen also auch zum Prekariat zu zählen – einem «akademischen Prekariat»? Ob hier tatsächlich eine «Einheit» besteht, wird kontrovers diskutiert. Ein Einwand lautet, dass Akademiker(innen) ganz andere Lebensperspektiven haben als beispielsweise eine Migrantin, die prekäre Arbeit auf Abruf im Detailhandel verrichtet: So nehmen selbst prekär angestellte Wissenschaftler(innen) durch ihre hochqualifizierten Bildungstitel, dank verschiedener sogenannter soft skills wie z.B. Sprachenkenntnisse oder dem Umgang mit neuen Medien und durch ihre Einbindung in verschiedene

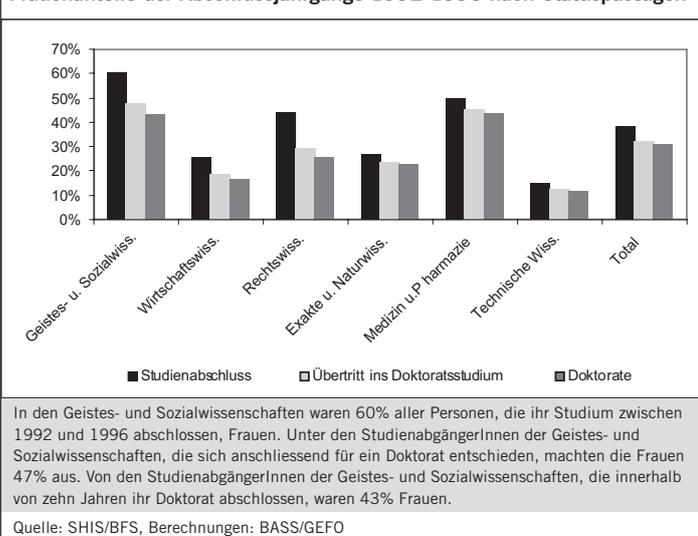
soziale Netze eine vergleichsweise privilegierte Position in der Gesellschaft ein. Eine Subsumierung dieser sehr unterschiedlichen Lebenslagen unter dem Oberbegriff «Prekariat» berge die Gefahr, diese Unterschiede zu verwischen. Demgegenüber gibt es die Position, weniger den Begriff des «Prekariats» als mehr die prozesshaftere Formulierung der «Prekarisierung» zu benutzen. Prekarisierung ist dabei breiter zu fassen als nur bezogen auf die materielle Dimension: Darunter ist der allgemeine Trend der Herausbildung neoliberaler Arbeitsmarkt- und Sozialregimes zu verstehen, die zu gemeinsamen Prekarisierungserfahrungen führen können, sich aber in den verschiedenen sozialen Milieus unterschiedlich auswirken. Dies wird insbesondere dann deutlich, wenn man die subjektive Ebene der Verarbeitung verunsicherter Existenz mitberücksichtigt.

Unterschiedliche subjektive Verarbeitungsformen

Was objektiv als «prekäre Arbeit» gilt, muss subjektiv nicht als Prekarisierung empfunden werden – dies ist in speziellem Masse bei Universitätsangestellten der Fall, bei denen die Akzeptanz atypischer Beschäftigung relativ hoch zu sein scheint¹². Für Wissenschaftler(innen) ist es «normal», höchst flexibel, in Teilzeitanstellung, befristet und im Vergleich zu Gleichqualifizierten in der Privatwirtschaft eher schlechter entlohnt zu arbeiten. Eine Entschädigung dafür kann sein, dass die eigene Arbeit als interessant, kreativ und sinnvoll empfunden wird und die Autonomie in der Zeiteinteilung relativ gross ist. Denn wie, wann und wo gearbeitet wird, bleibt dem/der Wissenschaftler(in) weitgehend selbst überlassen. Das vergleichsweise hohe Potenzial an Selbstverwirklichung in der akademischen Beschäftigung scheint die Sorgen um die materielle Dimension einer prekären Existenz in den Hintergrund treten zu lassen.

Die Bewertungs- und Verarbeitungsformen von Prekarität sind unter Wissenschaftler(innen) jedoch recht unterschiedlich. Ob eine befristete Anstellung in einem Forschungsprojekt oder eine Assistenz als prekär empfunden wird, hängt stark von den Perspektiven und den Erwartungen an den Berufsweg ab, der vor

Frauenanteile der Abschlussjahrgänge 1992-1996 nach Statuspassagen



einem liegt. Aber auch die soziale Herkunft, das Lebensalter, die familiäre Situation und nicht zuletzt das Geschlecht beeinflussen die Art der Auseinandersetzung mit und die Bewertung von prekären Beschäftigungsverhältnissen¹³.

Ein Teil der «objektiv» prekär beschäftigten Akademiker(innen) sehen ihre prekäre Anstellung nur als einen Schritt auf dem Karrierepfad. Sie finden sich mit der Unsicherheit ab oder verdrängen diese und akzeptieren pragmatisch und karriereorientiert die Regeln des Systems wissenschaftlicher Nachwuchsbildung. Andere sehen sich als «Gelegenheitswissenschaftler(innen)», legen sich nicht auf eine wissenschaftliche Karriere fest und orientieren sich beruflich ausserhalb der Hochschulen oder sehen die Wissenschaft als Zwischenstation. Eine weitere Gruppe steht der unsicheren Beschäftigungslage skeptisch gegenüber und überlegt sich, aus dem Wissenschaftsgeschäft auszusteigen – trotz meist hoher Identifikation mit der eigenen Arbeit: Bei ihnen zeigt sich die Ambivalenz zwischen vagem Karriereversprechen, intrinsischer Motivation und unsicherer Beschäftigungslage. Dadurch werden Prozesse des «cooling-out» – der Entmutigung, des «Ausköhlens» von Erwartungen und Hoffnungen – in Gang gesetzt. Was aussieht wie Selbst-Eliminierung aus der Wissenschaft, ist in hohem Masse geprägt von Strukturen und der Praxis der Wissenschaft selbst. Zu dieser letzten Gruppe scheinen besonders Frauen zu gehören. Ihnen werden durch vielfältige, teils subtil wirkende Mechanismen zusätzliche Hindernisse für eine wissenschaftliche Karriere in den Weg gelegt. Wie eine aktuelle Untersuchung¹⁴ zeigt, scheiden bei den untersuchten Statuspassagen (Doktorat, Habilitation) überproportional mehr Frauen als Männer aus den wissenschaftlichen Laufbahnen aus. Frauen «verschwinden» auf dem Weg nach oben – was der noch immer sehr tiefe Anteil von 14 % an weiblichen Professuren deutlich macht.

Zentrale Faktoren sind laut Studie die schlechtere Einbindung von Frauen in wissenschaftliche Netzwerke sowie die geringere Unterstützung und Förderung durch einen Professor/eine Professorin. Die Studie zeigt zudem, dass Frauen stärker vor dem Entscheid «entweder Forschung oder Familie» stehen und dabei zugunsten des einen Bereichs auf den anderen verzichten. Eine besondere Bedeutung haben die gängigen Zeitstrukturen in der Wissenschaft, wo 10- bis 14-stündige Arbeitstage und häufige

Arbeit am Wochenende keine Ausnahme sind: «Durch die Tabuisierung der sozialen Einbindung in Partnerschaft und Familie innerhalb der Wissenschaft avanciert die ununterbrochene und unbeschränkte zeitliche Verfügbarkeit zum letztlich entscheidenden Exzellenzkriterium und damit zum Konkurrenzvorteil der Kinderlosen gegenüber Eltern, der Väter in traditioneller Rollenenteilung gegenüber Vätern, welche eine partnerschaftliche Rollenenteilung leben, und generell der Väter gegenüber den Müttern», heisst es in der Studie¹⁵.

Der Zwang zur Selbstvermarktung und die Marginalisierung kritischer Wissenschaft

Die Risiken, die eine akademische Laufbahn mit sich bringt, wirken sich im Kontext der Umstrukturierung der Universitäten in Dienstleistungsunternehmen auch ganz konkret auf das Funktionieren des akademischen Alltags und schliesslich auf die Subjektivität der Wissenschaftler(innen) selbst aus. Nachwuchsforschende haben sich als aktive «Selbstunternehmer(innen)» zu verstehen, Forschen ist als Wettbewerb zu leben: Um sich überhaupt «im Rennen» zu behalten und die wissenschaftliche Reputation zu steigern, müssen Nachwuchswissenschaftler(innen) möglichst viel in renommierten Fachzeitschriften (sog. «peer reviewed journals»), die oft inhaltlich wenig pluralistisch sind) und bei angesehenen Verlagen publizieren. «Publish or perish!» – veröffentliche oder gehe unter – ist im Wissenschaftsbetrieb zu einer gängigen Redewendung und zum Karrieregebot Nr. 1 geworden. Bibliometrische Kriterien stellen im Konkurrenzkampf um Forschungsgelder und offene Stellen die «objektive» Bewertung der eigenen Leistung dar: Berufungs- und Evaluationskommissionen schauen heute zuallererst auf die Menge (weniger die Qualität) der publizierten Monographien, Artikel und Aufsätze eines Kandidaten. Entsprechend fleissig und ergebnisorientiert erweitert ein/e ambitionierte/r Nachwuchswissenschaftler(in) die persönliche Publikationsliste, poliert das Portfolio auf und betreibt aktives Networking. Selbstvermarktung zählt heute zu einer wichtigen habituellen Eigenschaft eines aufstrebenden Wissenschaftlers.

Der Umbau der Universitäten hat demnach nicht nur formale Folgen und verändert die Arbeitsweise und -belastung der Uniangehörigen, sondern erwirkt auch die Etablierung einer ökonomischen Rationalität. Die «unternehmerische Universität» von heute totalisiert die Marktlogik und fördert eine selbstunternehmerische Haltung zu Bildung und zum eigenen Lebensentwurf. So haben sich Studierende als Investor(innen) in ihr eigenes Humankapital zu verstehen, die möglichst effizient, das heisst in kurzer Zeit, möglichst viele Kreditpunkte akkumulieren. Wissen wird zunehmend wie Fastfood konsumiert und mechanisch angeeignet – für den Blick auf Gesamtzusammenhänge und die kritische Hinterfragung der Lehrinhalte fehlen Zeit und Musse. Eine problemorientierte, offene und selbstreflexive Erarbeitung und Diskussion wissenschaftlicher Fragestellungen erweist sich im rigiden Punktefahrplan als schwierig. Als Dozierende ist man wohl oder übel damit konfrontiert, repressive und disziplinierende Studienstrukturen mitzutragen und den sichtlich unter Zeitdruck stehenden Studierenden die «Spielregeln» bekanntzugeben, die zum Erwerb eines Leistungsnachweises und damit zur Gutschreibung der Kreditpunkte am Ende des Semesters führen. Durch die

zunehmenden Disziplinierungsmassnahmen erschwert sich die Einübung antiautoritärer Lehr- und Lernformen und es macht sich schleichend, aber bemerkbar eine instrumentalistische, tendenziell antiintellektuelle Haltung breit. Individuelle oder kollektive Verweigerung von Seiten des Lehrkörpers beispielsweise bei der Durchführung von Präsenzkontrollen ist momentan noch möglich – schärfere Direktiven von oben kommen aber mit grosser Wahrscheinlichkeit auf uns zu.

Kritische Wissenschaftler(innen), die sich in einer linken Theorie- und Wissenschaftstradition sehen, hatten nie einen einfachen Stand in der Schweiz. Wenige tendenziell herrschaftskritische Professor(inn)en – meist Kinder von 1968 – wurden auf einzelne Lehrstühle berufen und versuch(t)en, kritische Lehre und Forschung nach ihren Möglichkeiten zu unterstützen, d.h. Forschungsprojekte jenseits des wissenschaftlichen Kanons oder der ökonomischen Verwertbarkeit durchzuführen und Nachwuchswissenschaftler(innen) zu engagieren, die sich ausserhalb des «Mainstreams» bewegen. Auch wenn es in seltenen Fällen gelingen konnte, ein gewisses Milieu für kritisch-demokratische Wissensproduktion zu kreieren, sehen sich heute alle Wissenschaftler(innen), die eigentlich gegen den Strom schwimmen, den Strudeln ausgesetzt, die von der Implementierung der marktwirtschaftlichen Logik an den Universitäten ausgehen. Herrschaftskritische, engagierte Wissenschaft hat unter der Hegemonie des Neoliberalismus einen schweren Stand. Unter dem Deckmantel scheinbarer Werturteilsfreiheit werden systemkritische und nicht-stromlinienförmige Wissenschaftler(innen) zunehmend verdrängt oder sie ziehen sich selber zurück, weil sie sich dem Diktat der Selbstvermarktung nicht unterordnen wollen. Zeichnet sich die akademische Welt laut Franz Schultheis, Soziologieprofessor an der Universität St. Gallen, traditionellerweise durch ein ausgeprägtes Potenzial an kritischer Beobachtung, Reflexion und Kommentierung politischer Entwicklungen und öffentlicher Belange aus, so ist diese «kritische Dauerbeobachtung von Gesellschaft» heute in Gefahr: «Die wachsende Hegemonie ökonomischer Zweckrationalität in einem bis dahin einigermaßen geschützten Bereich fängt an, die relative Autonomie von Wissenschaft und Bildung dauerhaft zu untergraben.»¹⁶

Realistisch sein heisst das Unmögliche verlangen...

Wir sollten uns jedoch davor hüten, vergangene Zeiten zu idealisieren oder uns zu Humboldt zurückzusehen: Die Universitäten waren schon immer von Klasseninteressen geprägt, die Verwand-

lung von Bildung in Ausbildung, von Wissen in ökonomisch verwertbares Wissen, von produktivem und befreiendem in destruktives Wissen durchzog das gesamte 20. Jahrhundert.

In der verschärften Wettbewerbslogik einer nach Bologna entfremdeten Universitätswelt kommt es umso mehr darauf an, «dass man sich nicht dumm machen lässt» (Max Horkheimer) und nicht dem gesellschaftlichen Analphabetismus der Neoliberalen erliegt. Doch was sollen wir nun als kritische Wissenschaftler(innen) tun? Das vorgegebene Spiel achselzuckend mitspielen, weil es nun einmal der Gang der internationalen Wissenschaftsentwicklung ist und weil es alle so machen – auch wenn uns die Regeln eigentlich widerstreben und wir damit die Logik der Konkurrenz reproduzieren? Müssen wir uns an die Jagd nach ECTS-Punkten und Drittmitteln gewöhnen? Oder sollten wir vielleicht stattdessen ein brandneues Spiel verlangen? Brauchen wissenschaftliche Leistungen nicht ein Klima geistiger Inspiration und Offenheit? Genügend Zeit und intellektuelle Freiräume?

Prekäre Beschäftigung ist keine gute Basis für kritische und unabhängige Lehre und Forschung. Um ein konstruktives Klima der Wissensproduktion zu schaffen, braucht es einen massiven Ausbau an fair entlohnten, stabilen und unbefristeten Anstellungen, die den Lehrenden und Forschenden (Mittelbau, Dozierende) unterhalb der Professorebene eine gewisse Sicherheit in der Lebensplanung erlauben und die Möglichkeit bieten, sich mit langem Atem mit wissenschaftlichen Problemstellungen auseinanderzusetzen. Unabhängige Forschung und Lehre sind kein überflüssiger Luxus. Genausowenig wie ein Studium jenseits der Verwertungslogik von Bologna ein Luxus ist.

Wichtig scheint heute (auch aus einer gewerkschaftspolitischen Sicht), sich nicht auf die Forderung nach einer Verbesserung prekärer Arbeitsbedingungen und nach mehr öffentlichen Geldern für Forschung und Lehre zu beschränken. Genauso dringend ist es, anstelle der unternehmensförmigen Organisation der Universitäten für demokratisch legitimierte Strukturen einzutreten – eine fundamentale Voraussetzung für kritische Forschung und Lehre. Wir brauchen Hochschulen als Räume des Denkens, Forschens, des Lehrens und Lernens frei von Zwängen der Marktlogik. Warum nicht zu einer gemeinsamen Mobilisierung von Studierenden und Uni-Angestellten aufrufen, um die neoliberale Transformation von Wissenschaft und Bildung als politisches Projekt insgesamt in Frage zu stellen und für freie, offene und pluralistische Universitäten einzutreten, die diesen Namen auch verdienen – so wie uns dies gegenwärtig die Studierenden und Wissenschaftler(innen) in Frankreich vormachen? ■

1 Akademischer Mittelbau ist die umgangssprachliche Bezeichnung für die Gruppe der wissenschaftlichen Mitarbeiter(innen) an Universitäten – er umfasst praktisch alle Wissenschaftler(innen), die keine Professor(inn)en sind: Assistent(inn)en, Oberassistent(inn)en, Projektmitarbeitende, Lehrbeauftragte, Doktorand(inn)en, Post-Docs.
2 Vgl. www.sauvonsuniversite.com
3 Zit. nach Prof. Hans-Ulrich Jost in der WoZ, 12.06.2008.
4 Vgl. http://www.sbf.admin.ch/htm/themen/forschung_de.html
5 Einen Eindruck davon vermitteln die 20 «Nationalen Forschungsschwerpunkte» (NCCRs), auf die sich die Schweiz festgelegt hat, siehe http://www.snf.ch/SiteCollectionDocuments/nccr_brochure_d.pdf
6 Zur Entwicklung der Schweizer Hochschulfinanzierungs-Politik seit den 70er Jahren bis heute vgl. den interessanten Artikel von Yves Steiner und Olivier Longchamp (2008): Bologne, et après. Essai d'histoire immédiate des réformes universitaires

récentes. In: *traverse – Zeitschrift für Geschichte*, Nr. 3/2008, S. 125-144.
7 <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/15/06/key/ind1.Document.89908.xls>
8 Vgl. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/15/06/data.html>
9 Vgl. <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/15/06/data.Document.65040.xls>
10 OECD (2003): Examen der nationalen Bildungspolitiken. Die tertiäre Bildung in der Schweiz. Paris/Bern.
11 Klaus Dörre/Robert Castel (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung – Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt am Main.
12 Die letzte umfassende wissenschaftliche Studie zur Situation des Mittelbaus in der Schweiz stammt aus dem Jahr 1997: René Levy /Patricia Rout/Pierre Gobet (1997): La situation du corps intermédiaire dans les hautes écoles suisses. Bern: Schweizerischer Wissenschaftsrat.

In Kürze sollen Forschungsergebnisse einer Online-Befragung von Mittelbauangehörigen an allen Schweizer Universitäten veröffentlicht werden, näheres dazu unter <http://www.actionuni.ch/de/activities/survey/current>
13 Ulrich Brinkmann/Klaus Dörre/Silke Rößenack (2006): Prekäre Arbeit. Ursachen, Ausmass, soziale Folgen und subjektive Verarbeitungsformen unsicherer Beschäftigungsverhältnisse. Bonn.
14 Regula Julia Leemann/Heidi Stutz (2008): Geschlecht und Forschungsförderung (SNF). Synthesebericht. Schweizerischer Nationalfonds. Verfügbar unter http://www.phzh.ch/dotnetscripts/ForschungsDB/Files/62/Synthesebericht_GEFO.pdf
15 Ebd. S. 8.
16 Franz Schultheis (2008): Ach Bologna – Das Elend der europäischen Hochschulreform. In: UVK: DRUCKreif, Nr. 02/2008, S. 8-10. http://www.alexandria.unisg.ch/EXPORT/DL/Franz_Schultheis/46881.pdf